

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 9 (1947)
Heft: 4

Artikel: Baselbieter Fahrten im achtzehnten Jahrhundert
Autor: Wirz, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Baselbieter Fahrten im achtzehnten Jahrhundert.

Von Eduard Wirz.

Es müssen im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts viele reisefrohen Menschen gelebt haben, die unser Land aufsuchten. Aus Deutschland, aus Frankreich, aus England kamen sie, durchstreiften die Schweiz nach allen Richtungen und schrieben ihre Reisebriefe an wirkliche oder fingierte Freunde. Und das Resultat? Auf den Bibliotheken finden wir heute Dutzende von Reiseberichten. Es ist unterhaltend, in diesen Büchern zu blättern, da und dort etwas länger zu verweilen und die Beschreibung einer Landschaft, eines Ortes, einer Stadt oder die Schilderung von Sitten und Gebräuchen zu lesen und die gute alte Zeit mit dem Heute zu vergleichen. Wohl stösst man etwa auf einen Fehler, den ein Schweizer nicht begangen haben würde, aber dem Reiz dieser Briefe wird man sich dennoch nicht verschliessen können. — Noch etwas. Stünden zwei Namen nirgends in diesen Blättern, man würde selbst beim flüchtigsten Lesen an sie erinnert: Haller und Rousseau. Das «Zurück zur Natur» tönt immer wieder an. Wollte man die Zeitverbundenheit noch weiter untersuchen, so müsste man auch Herder und Goethe nennen. «Unter unsre Erholungsstunden rechneten wir die Lektüre solcher Werke, die insonderheit in den letzten Jahren unseres Studierens entweder wieder in einen gewissen Schwung kamen, oder ganz neu erschienen. Ich nenne hier vorzüglich den Ossian, Shakespeare und Goethe.» So stellt der Herausgeber *) fest. Der Verfasser dieser Briefe, C. G. Küttner, kam im Frühjahr 1776 nach Basel, hielt sich längere Zeit in dieser Stadt auf und unternahm mehrere Landpartien und kleinere und grössere Schweizerreisen. 1785 kehrte er nach Deutschland zurück. — Im folgenden bringen wir die Aufzeichnungen seiner Fahrten ins *Baselbiet*. Zur bessern Uebersicht stellen wir den einzelnen Skizzen kurze Titel voran.

Am obern Hauenstein.

N. im Canton Basel, den 26. April 1776.

Noch nie fühlte ich den erhabenen, göttlichen Reiz des Landlebens wie jetzt. Das Landhaus, in dem ich jetzt bin, liegt zwischen zwei Dörfern, in einem langen und engen Tale, auf dessen beiden Seiten sich hohe Gebirge erheben. Dicht vor dem Hause geht eine schöne Landstrasse, die beträchtlichste vielleicht in der Schweiz. Es ist der Weg von Basel nach Solothurn, Bern, Lausanne, Genf, Lyon und über den Berg Cenis nach Italien. Diese Strasse geht hier etliche Stunden, eben wie ein Tisch, in unzähligen Krümmungen fort, windet sich zwischen einer Menge Berge durch, die alle Augenblicke den Pass zu verstopfen scheinen, und führt, ohne dass man zu steigen hat, bis an den sogenannten Hauenstein, welcher ein Teil des Jura ist. Sie ist an manchen Orten so enge, dass man weder rechts noch links zehn Schritte weit abweichen kann, ohne an den Fuss hoher Berge zu stossen; denn diese Gegend liegt schon ganz in den Bergen, die alle Arme des Jura sind, in die er sich auf dieser Seite verliert. — Längs an der Strasse hin fliesst ein kleiner kristallklarer Bach, der aus Felsen kommt, über Steine hörbar dahin murmelt, und nun schon zweimal unter tausend süssen Empfindungen mich ein-

*) „Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an seinen Freund in Leipzig“ (2 Bände, Leipzig 1785/86)

geschläfert hat. Er trennt das Haus, in dem ich bin, von der Landstrasse. Eine kleine Brücke bringt mich hinüber, und dann an den Fuss eines hohen Berges, den ich schon gestern bis auf die Spitze erstiegen habe. —

Auf der hintern Seite unserer Wohnung liegt eine Matte oder ein umzäunter Platz mit einigen Bäumen besetzt. Hier hätte ich also alle Freiheit, im Grase herumzuliegen, so viel ich wollte, wenn es nur nicht noch immer so nass wäre. Ich weiss nicht, ob in Leipzig auch schon Frühling ist? Hier ist schon seit vierzehn Tagen alles grün, und die Blüten fallen jetzt schon mehrtheils wieder ab. Getreidefelder sieht man hier sehr wenige, und mehrtheils sehr hoch an den Bergen. Oefters stehe ich vor Staunen still und kann nicht begreifen, wie man in einer Jähe Pflug und Tiere führen konnte; man findet aber desto mehr Wiesen, und die hiesigen Gebirge sehen nicht so rauh, so arm aus, wie die in den sächsischen Erzgebirgen.

Von Liestal, von Heuhäuschen und vom Kirschwasser.

N., den 29. April 1776.

Auf meinem Wege hierher kam ich durch Liestal, ein kleines Städtchen drei Stunden von Basel, das ausser einer Menge Handschuhe, die hier vorzüglich gemacht werden, wohl nichts Merkwürdiges hat, als eine schöne Lage. In der Gegend umher gibt es eine Menge Landhäuser, die reichen Familien aus Basel gehören, fast alle trefflich gelegen sind und zum Teil ein sehr schönes Ansehen haben. Von Liestal weg wird das Land wilder, und entsprach mehr dem Begriffe, den ich mir von der eigentlichen Schweiz gemacht hatte. Alles war mir hier neu, alles ward mehr interessant und rührend.

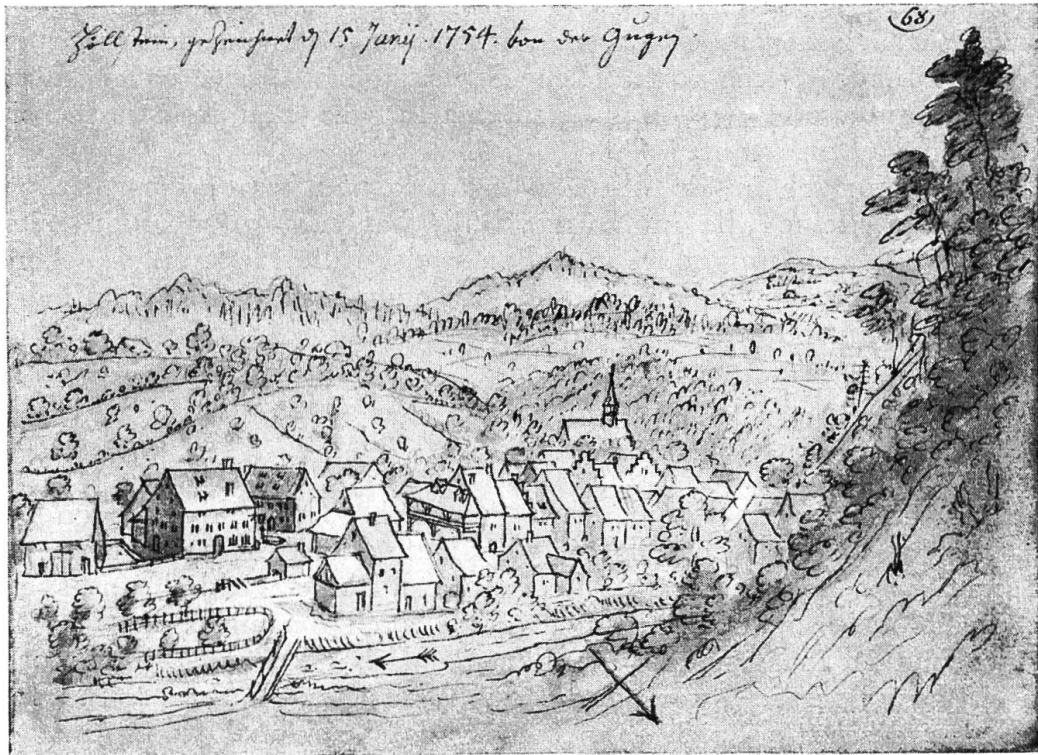
Meine Aufmerksamkeit wurde besonders durch eine Menge kleiner Hütten angezogen, die auf den Wiesen umher zerstreut sind, um das Heu darin aufzubewahren, und so ein malerisches, so ein schäferisches Aussehen haben, dass es für mich unmöglich war, hier nicht an eine realisierte Idylle zu denken. Freilich sagt man, dass das im Leben ganz anders ist; aber das sagt man — und die Wiesen und Hütten und Bäche und Bäume — die seh ich.

Das Land scheint mit grosser Sorgfalt gebauet zu werden. Freilich ist Wiesenbau nicht so beschwerlich als Feldbau. Alle Besitzungen sind in grünen Hecken eingeschlossen, alle Bäche haben ihr gehöriges Bette, die Wiesen sind vortrefflich gewässert, und Obst-, besonders Nuss- und Kirschbäume stehen in solcher Menge darauf, dass das Ganze einem Garten gleicht. Diese Obstbäume sind von grossem Ertrage. Aus den Nüssen macht man ein Oel, das, wenn es frisch ist, vortrefflich sein soll und oft statt Baumöl gebraucht wird. Von den Kirschen, besonders den Bergkirschen, wird das sogenannte Kirschwasser gemacht, ein starkes Getränke, das einen angenehmen Geschmack hat als irgend ein Kornbranntwein und das unter allen Liqueurs das gesündeste sein soll. Es wird hier zu Lande in grosser Menge verbraucht, und man gibt es oft in den besten Häusern nach dem Nachtessen.

Langenbruck und Schönthal.

Den 2. Mai 1776.

Ein wonniglicher Tag! Liebster Freund, ich habe heute eine Spazierfahrt gemacht, und eine warme, volle Fantasie bringe ich zurück, reichhaltig, viele Blätter damit zu füllen. Ich kann Ihnen nicht helfen, ich muss schreiben und



Hölstein im Jahre 1754.

Getsuchte Federzeichnung von Emanuel Büchel (1705–1755). Kupferstichkabinett Basel.

mitteilen. Auf der schönen Berner Landstrasse fuhr ich fort, durch Felsen, Berge, Täler, alles so lachend, so freudig wie der Frühling. Was das einem für eine Herzensfreude ist, einen ewigen Garten weit um sich her zu sehen, alles so bewohnt, bebaut, kein wüster Ort, kein Fleckgen, welches von Zerstörungen, Wetterschaden, Armut zeigt. Allem sieht man den Wohlstand, den Ueberfluss seiner Bewohner an.

Nach zwei kleinen Stunden kam ich in ein Dorf Langenbruck, wo eine Menge Fremde hielten, die die grosse Strasse passieren. Von hier aus ging ich in das sogenannte Schöntal; denn dies war eigentlich die Absicht unserer Spazierfahrt. Wir gingen von Langenbruck aus zu Fuss, weil man mit einem Wagen nicht gut durch die Berge kann. Welcher Anblick! Die Gegend verdient alles, was die Basler zu ihrem Lob sagen. Ein Tal, ungefähr eine halbe Stunde lang, rund herum mit Bergen umgeben, in die es sich, allmählich sich erhebend, verliert.

In der untersten Tiefe ein altes Haus, welches ehemals ein Kloster war; über der Türe steht ein Löwe, ein Lamm und die Mutter Gottes in Stein gehauen. Ein alter helvetischer Graf erbauete es im neunten Jahrhundert; er hatte sich auf der Jagd verirrt, und Maria, in einem Wagen von einem Schaf und einem Löwen gezogen, hiess ihn folgen. Maria fuhr vor, der Graf zu Pferde nach, und so fand er seine Leute und Maria verschwand. An diesem Flecke liess er ein Kloster erbauen; und dass die Geschichte gewiss ist, zeigen noch heutzutage die steinernen Figuren und das alte Haus, dem wenigstens niemand absprechen wird, dass es in gotischem Geschmack gebauet ist.

In diesem Hause soll die beste Ziegemilch von der ganzen Schweiz sein. Das, was sie hier Zieger nennen, eine zusammengeronnene, mehr körperliche Masse von Milch, ist eine vortreffliche Speise, die in Sahne, welche hier Niedeke heisst, aufgesetzt wird und dem gleicht, was man in den sächsischen Erzgebirgen Matten nennt.

Von da ging ich in die Wirtschaftshäuser und besahe die Käse, welche ungefähr eine kleine Elle im Durchschnitt haben. Weiter hinaus sind die Gebäude, wo gegen fünfzig Kühe stehen, welche die Ziegemilch geben, und am Ende des Tales folgen die Hütten, in denen man das Heu aufbewahrt. Alles zusammen gehöret dem Spital zu Basel.

Lob des Bauernstandes.

Und die Leute — gar nicht zurückhaltend, wie gewöhnlich Landleute sind — offenherzig und frei strecken sie einem die Hand entgegen und zeigen eine unschuldige Freude, dass man sich so um ihre Sachen bekümmert. Doch so sind mehrenteils die Landleute hier herum. Sie wissen, dass sie Bürger (so nennen sich alle, die in einem Dorfe wirklich ansässig sind) dass sie ein freies Volk sind; einige gibt's auch darunter, die sehr gelehrt sind. So einer ist in hiesigen Gegenden. Sonderbar kommt's einem doch vor, wenn ein Bauer in die Stube eines republikanischen Hauptes tritt, ganz frei ihm die Hand schüttelt, sich dann bei der Tafel neben ihn setzt, und so mit der Gesellschaft speist und diskutiert.

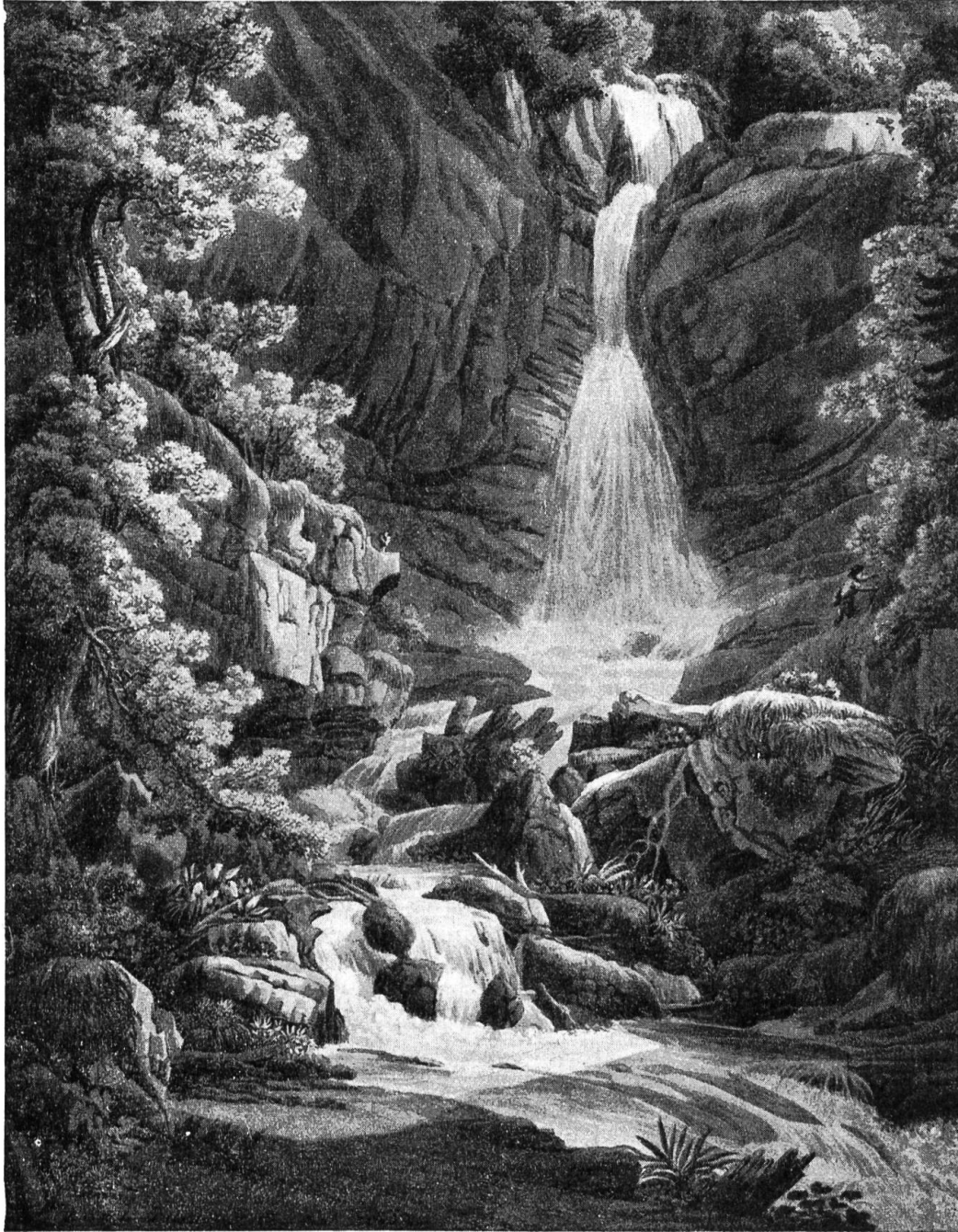
Ich verliess das Schöntal mit schwerem Herzen. Glückliches Volk in diesem Tale der Ruhe und des Friedens! Durch Berge von der übrigen Welt getrennt, lebt es in göttlicher Zufriedenheit dahin, und nur dem demütigen Fussgänger ist es vergönnt, es in seiner Unschuld zu sehen, sich mit ihm zu freuen und erquickende Seelennahrung einzusaugen. Freilich haben die Leute das von Jugend auf gesehen, und lehren mich manche Dinge, die ich nicht weiss, und um die ich mich auch nicht weiter bekümmere. Wenn mein Auge an einem schönen Gemälde sich weidet, muss ich denn, um es ganz zu erkennen, es umdrehen und sehen, dass da rauhe Leinwand ist?

Vom untern Hauenstein, von Sissach, vom Kuhreihen und vom Heimweh.

Aarau, den 19. Mai.

Ich hatte manch herrlichen Genuss auf der Reise hierher! Zuerst geht der Weg durch Liestal, der mir schon bekannt war; dann geht von der grossen Landstrasse eine andere eben so schöne links ab. Da diese Strasse nach Luzern führt und also eine der Hauptstrassen nach Italien ist, so ist sie vortrefflich unterhalten und wird häufig von Reisenden besucht. Eine Menge Güter aus Italien machen diesen Weg, so wie auch die Weinfuhren aus dem Elsass, welches den Kanton Luzern und verschiedene der demokratischen Kantone mit Wein versorgt.

Das erste, das einem von Liestal aus in die Augen fällt, ist Sissach, ein ansehnliches Dorf, das am Anfange eines engen, aber reizenden Tales liegt, in welchem einige Weinberge, fruchtbare und wohlgebaute Hügel mit grösseren Bergen, Wäldern und kleinen Bächen und den schönsten Wiesen, alle dick mit Obstbäumen besetzt, abwechseln. Der kühle Vormittag, die vielen Sennhöfe, hier und da ein Landgut eines Städters und die Herden,



Das Schelmenloch bei Reigoldswil.
Sepiazeichnung von Peter Birman (1758–1844). Kupferstichkabinett Basel.

welche auf den Gebirgen weideten, machten mir die Gegend zu einem Paradies, in dem die alten Patriarchen wohnten.

Was ist es, das in dieser Natur so mächtig mir in die Seele spricht, mein Blut in Wallung und jede Nerve in Schwingung bringt? Ich wurde keinen meiner Reisegefährten gewahr, sass in mich selbst vergraben, als auf einmal eine Melodie mein Ohr rührte, einfach und kunstlos wie der Gesang der Hirten in der Vorwelt. Es war der Kuhreihen, dieses bekannte Lied der Schweizerhirten, das sie auf einem langen krummen Rohre blasen und das

ich hier zum erstenmale hörte. Es ist ganz einfach und rauh, und dennoch hat es so etwas von Unschuld, von stillem ländlichen Leben auf einem Sennhofs, der einsam im Tal steht oder am Fusse einer Alpe; so etwas, das uns in die früheren Jahre zurückversetzt und mit einem Gefühle uns füllt, das keiner unserer Tonkünstler uns einflössen kann, weil er es nicht selbst hat. Ich begreife es, warum es unter den Schweizerregimentern in Frankreich und Holland strenge verboten ist, den Kuhreigen zu blasen.

Am Ende dieses Tales kamen wir an einen hohen Berg, den man abermals den Hauenstein nennt, weil es der nämliche Arm des Jura ist, über den die Strasse bei Langenbruck führt. Beide Hauensteine sind Hauptpässe auf dieser Seite der Schweiz. Die Natur scheint einen unersteiglichen Wall aufgeworfen zu haben, und es ist zum Erstaunen, was die Kunst tat, um hinüber zu kommen. Man hat die Felsen gesprengt und gehauen, ausgegraben und aufgeworfen, Chausseen gemacht, kurz beide Strassen sind schön und so bequem, als man sie über einen so hohen Berg denken kann. Diese Seite des Hauenstein hat, wenn man auf die Höhe gekommen ist, eine reizende, weit ausgedehnte Aussicht auf Olten, die Aar und einen guten Teil des Aargaus.

Auf der Alp.

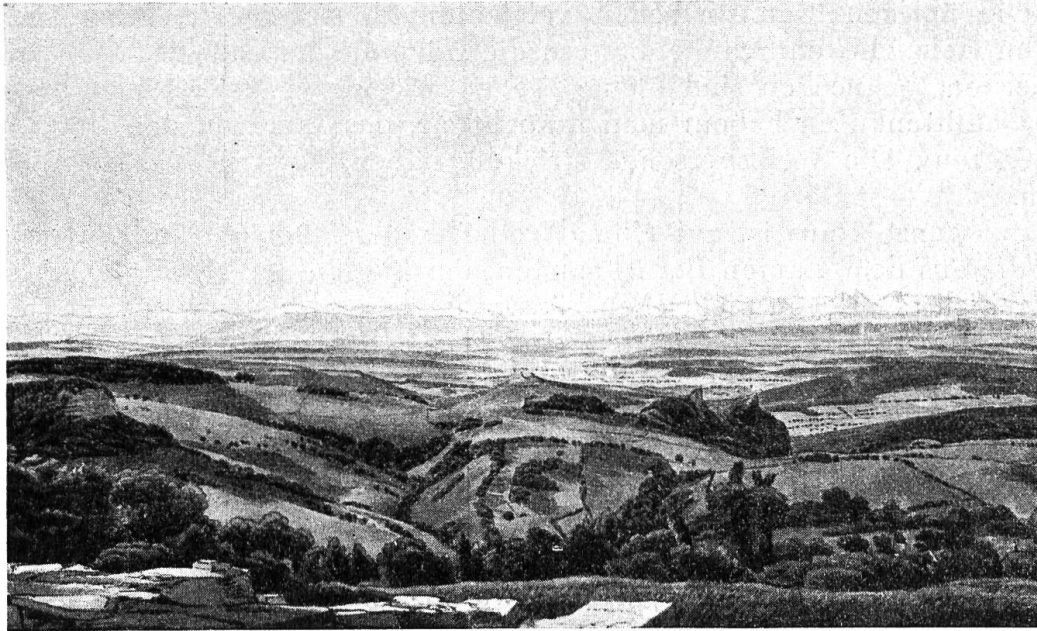
Auf einer Alpe 8 Stunden von Basel, den 19. Juni 1779.

Könnt' ich Ihnen, liebster Freund, einen Teil der Glückseligkeit mitteilen, die ich hier mit den besten Menschen erlebe, mit D. und noch einem Manne, dessen Güte wenig seinesgleichen hat.

Am Freitag ging ich nach Liestal, und kaum war ich da, so fiel schlechtes Wetter ein. Ich blieb da mit einem Lieben in dem Hause eines Mannes, von welchem ich Ihnen eben gesagt, bis Sonntag; das schlechte Wetter störte wenig im Angenehmen meines Aufenthaltes. Am Sonntag gegen Mittag verliessen wir Liestal, gingen durch das lange, schöne Tal des Kantons auf den Hauenstein, welcher gegen Olten das Solothurner Gebiet von Basel trennt. Auf der Höhe des Berges wandten wir uns nach rechts und stiegen noch anderthalb Stunde auf Solothurner Boden, da wir dann in dieser einsamen Wohnung, die wieder im Kanton Basel liegt, ankamen.

Da das Leben hier auf den entlegensten Bergen das einzige ist, welches so ganz dem Leben unserer Altväter gleicht, so will ich Ihnen von hier aus eine recht weitläufige Beschreibung davon machen, welches Ihnen zugleich deutlich die Lebensart der Landleute in einem grossen Teile der Schweiz malt.

Sie kennen auf der Basler Karte unstreitig die beiden Hauptpässe in die Schweiz, welche über Berge gehen, die man beide den Hauenstein nennt. Diese Landstrassen gehen durch schöne Täler, welche mit vielen Dörfern angefüllt sind, welche sich links und rechts in die kleinen Täler der Berge ziehen. Zwischen diesen Tälern sind Berge, auf deren Höhe keine Dörfer mehr sind, sondern lauter einzelne Häuser, deren eins eine Viertel-, halbe Stunde oder auch noch weiter von den andern entfernt ist. Die Berge bilden auf ihrem Rücken eine Menge Hügel und Spitzen, die zum Teil sich in hohe, steile Felswände enden. Jedes dieser Häuser hat einen Distrikt Landes, auf welchem das Vieh weidet und wovon man einen Teil zu Heu stehen lässt. So ein Haus mit dem Lande umher nennt man eine Alpe oder einen Sennhof, die grösstenteils Familien aus der Stadt gehören.



Panorama vom Wisenberg.

■ Federzeichnung und Aquarell von Samuel Birnmann (1793–1847). Privatbesitz Liestal.

Auf so einer Alpe wohn ich, unterrichte mich weitläufig über das ganze Sennenleben, das gewiss mehr Anziehendes hat und der Natur näher kommt als irgend eine andere Art des Landlebens. Dreiundzwanzig Kühe leben den ganzen Sommer unter freiem Himmel, steigen nach Gefallen auf den Bergen und Felsen herum und kommen ungerufen und sehr pünktlich zu gewissen Stunden des Tages in den Stall, der einige hundert Schritte vom Wohnhaus steht und dessen Türe man offen lässt. Früh um fünf kommen sie zum erstenmale in einer Ordnung, die unbegreiflich ist. Die Meisterkuh geht voran in den Stall und nimmt an dem entgegengesetzten Ende ihren Platz ein; eine folgt der andern und jede nimmt einmal wie das andere ihren bestimmten Platz ein. Hier erwarten sie nun die Sennen. Sollte einmal eine fehlen, so wird sie mit ihrem Namen gerufen, denn jede hat einen, und stellt sich ohne Verzug ein, sie müsste sich denn verlaufen haben. Alle werden nun von den drei Sennen gemolken, bekommen ein Partikel Salz, wornach sie sehr geizen, und gehen wieder auf die Weide.

Käsen.

Dienstag, den 15. Juni.

Heute habe ich mich lange beim Käsemachen aufgehalten. Der Meistersenne giesst die Frühmilch und die von der gestrigen Nacht, so wie sie ist, ohne die Sahne abzunehmen, in einen grossen kupfernen Kessel, der so über dem Feuer steht, dass er ohne Umstände auf die Seite gedreht werden kann. Etwas von einem gehackten oder sauer gemachten Kälbermagen bringt die Milch bald zum Scheiden, und der Senne arbeitet darin mit einer hölzernen Schaufel so lange, bis die Milch käseecht ist, da er denn die ganze geschiedene Masse in ein hölzernes Gefäss tut und einen Käse macht, der etwa einen Zentner wiegt.

Die übrigen Mannspersonen verrichten Hausgeschäfte, schneiden und hacken Holz, flicken Schuhe, bessern die Häge aus, machen Hacken, Gabeln, Schnecken (Schnecken sind kleine Wagen, die hinten zwei Räder und vorn zwei Schlittenkufen haben; man braucht sie, das Heu von den Bergen herabzuführen). Die Weibspersonen stricken, nähen, bessern aus, besorgen das Essen.

Das ganze Haus ist auf einmal voll fremder Mädchen und Mannspersonen, die aus dem Canton Bern kommen, um hier in der Heuernte zu helfen, der freilich der Regen nicht eben günstig ist.

Spiel und Gesang.

Sonntags, den 20. Juni.

Gestern war eine Dorfkrämerin hier; von der kauften wir Bänder für die Mädchen und allerhand Kleinigkeiten für die Bursche, welche dann abends darauf spielten. So wie einer eine Gabe gewann, wurde ihm ein Glas Kirschwasser eingeschickt, das er denn auf allgemeine Gesundheit austrank. Den Beschluss macht gewöhnlich ein Feuerwerk, bestehend in kleinern und grössern Feuerrädern, die einer von uns mit herauf genommen hat. Das nennen diese Leute hier einen Feuerteufel.

Ich habe einige Lieder abgeschrieben, aber das mehreste, das man hier singt, ist zu abgeschmackt, als dass ich Ihnen etwas zur Probe geben dürfte. Zum Beispiel:

«Ach Schönste! hörst du nicht die Süfzchen knallen,
Allwie sie vor deiner Schlafkammertür tun fallen».

Ich finde in dem, was ich gehört, nicht den Ton und die rustische Simplicität eines Volksliedes, nichts vom alten Balladentone, nichts von jenen alten Liedern, von denen ich weiss, dass man noch hin und wieder in der Schweiz welche singt. Ich habe also immer erwartet, dass etwas besseres kommen würde, bis sie mir endlich, auf mein Verlangen, ein ganzes Buch brachten, das vielleicht aus vierzig bis fünfzig kleinen Broschüren bestand, deren jede etliche Lieder enthielt, teils in Schweizersprache, teils in elendem vererbten Hochdeutsch. Einige Lieder habe ich doch gefunden, die so ganz das Gepräge eines Volksliedes hatten, und eine Ballade von einem Bettelmann, den eine gnädige Frau in Abwesenheit des Junkers ins Haus nimmt. Die Bursche singen sie, und ich habe mich nicht wenig an der komischen Melodie, die mit einer psalmartigen Feierlichkeit abwechselt, belustigt. Wenn sie eine Weile allerhand Lieder gesungen haben oder keine mehr wissen, singen sie Psalmen, und das am nämlichen Ort, auf die nämliche Art und mit der nämlichen Emsigkeit, dass ich bis diese Stunde nicht habe ausfinden können, ob sie die Psalmen als etwas anderes betrachten, als Worte, zu denen sie eine Musik wissen, oder ob ihnen alle ihre andern Lieder so feierlich sind, dass ihnen der Uebergang zu den Psalmen so natürlich ist.

Abschied.

Dienstags, den 22. Juni.

Ich habe nun Abschied genommen von der lieben, teuren Gegend, morgens gehts wieder hinunter. Wir haben gestern und heute ganz schöne Tage gehabt, verschiedene Spaziergänge gemacht und viel mit der Heuernte zu

tun gehabt. O! mit welchem Vergnügen hab ich an dem allen Anteil genommen! Wie leicht war mir, wie wohl! Und war das nicht unsre ursprüngliche Bestimmung? War es nicht das Geschäfte unserer ersten Väter? Ist nicht dieses das Leben, wo man mit leichtem Blute sein Tagewerk verbringt, mit Hunger zur Mahlzeit geht und vor Ermüdung schläft?

Lieber, wenn ich das überdenke und fühle, wie wahr es ist, und wie wohl mir wäre, wenn ich immer dieses Gefühl unterhalten und in diese Lebensart treten könnte; und dann wieder sehe, wie der Landmann doch manchmal unmutsvoll das Gesicht wischt, in dessen Schweiss er sein Brot verdient, wenn ich merke, wie hier und dort einer die Sense mit Trägheit führt und ein Mädchen Hitze und Rechen verwünscht; oder wie gar mancher das glückliche Herrenleben preist und mit der Natur hadert, dass sie ihn zum Sennen erschuf — ach! dann seh ich mit Trauern in die Welt, weine, dass es doch überall wo fehlen muss, und lerne die gewaltige Weisheit: dass die idealistische Welt eine andere ist als die wirkliche.

Operationspläne 1856/57.

Von Hermann Schneider.

Vgl. diese Zeitschrift 1946, Heft 11.

Ueber die Notwendigkeit des Vorhandenseins von Operationsplänen wird seit der Veröffentlichung des Generalsberichtes und seiner Beilagen nicht nur von Wehrmännern aller Grade, die in der kritischen Bewährungszeit die Waffen trugen, sondern auch von dienstuntauglichen Biertischstrategen so viel diskutiert, dass es vielleicht nicht uninteressant ist zu vernehmen, wie man vor bald 100 Jahren über diese heute so umstrittene Sache dachte. Ich meine den «Preussenfeldzug» vom Jahre 1856/57. Lernen kann man ja *mutatis mutandis* auch aus der Geschichte immer noch etwas, ohne dass man deswegen gerade in den Verdacht, geistiger Arteriosklerose verfallen zu sein, kommen muss.

Im Nachlass des preussischen Oberkommandierenden Karl von der Groeben, in den Memoiren des nachmaligen verdienten preussischen Heerführers Prinz Friedrich Karl und in den Aufzeichnungen General Dufour's sind uns Mitteilungen erhalten, die uns über die Kriegsziele der beiden damaligen Gegner orientieren.

In den massgebenden eidgenössischen Kreisen herrschte die irrige Ansicht vor, Preussen werde, ohne den Rhein zu überschreiten, sich damit begnügen, als Garantie für Neuenburg den Kanton Schaffhausen und eventuell die jenseits des Rheins liegenden Teile der Kantone Basel und Zürich zu besetzen, was für die Schweiz aus militärischen und moralischen Gründen gleich unangenehm gewesen wäre. Denn während wir diesseits des Rheins eine klar vorgezeichnete Verteidigungslinie besaßen, war der in das deutsche Gebiet hinausragende Teil des Kantons Schaffhausen nach der übereinstimmenden Ansicht hoher Offiziere durchaus unhaltbar und hätte schon beim